

Schmiede der Freiheit – Leseprobe

Martin Riesen

Eine gereizte Stimmung erfüllte die Werkstatt, gleich einer Gewitterwolke, die sich jederzeit in einem Donnerwetter entladen konnte. Johanna hatte ihren Adoptivvater selten so wütend erlebt.

„Ich sagte nein, und dabei bleibt es!“, schnappte Ernst Geich.

„Aber –“

Er ließ sie nicht ausreden. Drohend hob er den Zeigefinger. „Ich lasse dich nicht mehr mit so gefährlichen Programmen herumspielen, egal was du sagst.“

„Ich will den Autochaniker ja nicht nachbauen, aber ich möchte gerne wieder einmal etwas Neues versuchen“, rechtfertigte sich Johanna. „Was ist nur los mit dir? Früher warst du nicht so ablehnend.“

„Was los ist?“ Das Gesicht des Professors verhärtete sich. Er fuhr mit der Hand durch die strubbeligen, immer schneller ergrauenden Haare, bevor er sich an seinem unrasierten Kinn kratzte. „Mal sehen. Ich wurde verhaftet, beinahe in die Luft gesprengt, nochmals verhaftet, um ein Haar erschossen, musste mitansehen, wie du angeschossen wurdest, und schließlich vor einem britischen Kampfluftschiff fliehen, während du beinahe verblutet wärst. Reicht das?“

„Aber das war doch nicht meine Schuld“, wehrte sich Johanna. Kleinlaut fügte sie hinzu: „Zumindest nicht alles.“

Der Professor seufzte und setzte sich auf den Hocker, der vor einer leeren, im Moment unbenutzten Werkbank stand. „Ich will dich nur beschützen, versteh das doch.“

„Aber ich langweile mich! Du lässt mich gar nichts mehr machen, außer ein paar öden Programmänderungen. Ich möchte wieder experimentieren, etwas Neues schaffen, so wie früher!“

Langsam schüttelte der alte Mann den Kopf. „Es wird nie mehr so sein wie früher. Du bist jetzt siebzehn Jahre alt, beinahe eine Frau, und ich will, dass du dich auch so verhalten kannst.“

„Aber ...“, presste sie hervor. Ihr ging ein Licht auf. „Ist das der Grund für alles? Die neuen Kleider, das hübsche Zimmer?“

„Natürlich! Magst du es denn nicht, wenn ich dich ein bisschen verwöhne?“

„Doch, schon, aber ... Ich bin es nicht gewohnt und ich komme mir so unnützlich vor.“

„Ach Unsinn!“, sagte er abwinkend, trat neben sie und fasste sie an den Schultern, worauf sie zu ihm aufsaß und in seine warmen, freundlichen Augen blickte. „Ich habe inzwischen schon ein schlechtes Gewissen, wenn ich dich darum bitte, ein Programm zu stanzen. Solche Arbeiten sind nichts für eine Frau deines Standes.“

„Meines Standes? Also war es in Ordnung, als ich noch ein Arbeitermädchen war?“ Sie war im Frühjahr nach einer Kette unglücklicher Ereignisse von Professor Geich adoptiert worden und aus der Arbeiterschicht in bessere Gefilde aufgestiegen. Als Bürgerin der Stadt standen ihr Möglichkeiten offen, die sie als Arbeitermädchen nie gehabt hätte. Sie dachte nicht gerne an diese Zeit zurück. Wenn man sie überhaupt beachtet hatte, war es meist nicht die Aufmerksamkeit gewesen, die sie sich gewünscht hatte. Heute hingegen würde niemand auch nur ahnen, dass die zierliche, junge Frau in ihrem edel geschnittenen, dunkelgrünen Kleid nicht als Bürgerin geboren worden war. Vielleicht wurde zur Kenntnis genommen, dass sie ihr langes, dunkelblondes Haar nur hochgebunden und mit einer Schleife verziert hatte, anstatt es unter einer Kopfbedeckung zu verbergen, doch das war auch alles, was sie von den übrigen Bürgerfrauen unterschied.

„Da war es etwas anderes. Ich habe mir schon überlegt, eine Hauslehrerin anzustellen, die dich auf das Weitere vorbereitet.“

„Worauf?“, fragte Johanna misstrauisch.

„Na ja, du weißt schon“, murmelte er ausweichend. „Ich habe mitbekommen, wie sehr dir der

Ritter ans Herz gewachsen ist.“

„Bitte?“, presste sie hervor. „Nein, nein, das hast du falsch verstanden!“

Hermann von Leipold war bei der schicksalsträchtigen Expedition zur Weltausstellung in London ihr Leibwächter gewesen. Ganz im Unrecht war der Professor nicht. Sie mochte den Ritter, das konnte sie nicht abstreiten, aber sie hing noch zu sehr an einer zerbrochenen Liebe, um sich auf ihn einzulassen.

„Hab ich das? Warum hat er mich dann um meinen Segen gebeten?“, fragte Ernst.

„Er hat um meine Hand angehalten?“, presste sie schockiert hervor. Der Ritter war bereits so frech gewesen, ihr gegenüber Heiratsabsichten auszusprechen, die sie vehement zurückgewiesen hatte. Wenn er es nun gewagt hatte, dies stattdessen bei ihrem Adoptivvater zu tun, dann würde sie ihm persönlich die Augen auskratzen.

„Nein, das nicht“, beruhigte sie der Professor. „Er hat lediglich angedeutet, einer Heirat nicht abgeneigt zu sein, und gefragt, ob er meinen Segen dazu hätte.“

„Und was hast du ihm gesagt?“

„Ich habe ihm geantwortet, dass ihr beide meinen Segen habt, wenn du damit einverstanden seist.“

Dies reichte, um sie zumindest ein bisschen zu beruhigen, wenn es ihr die Angst auch nicht vollständig nahm. Hermann von Leipold hatte ihr zum Geburtstag eine sehr teure Halskette geschenkt. Sie hatte sich furchtbar geschämt, weil er etwas so Wertvolles gekauft hatte, aber sie trug die Kette trotzdem, auch wenn es ihr manchmal nicht recht war.

„Magst du ihn denn nicht?“, fragte er.

„Doch, sehr sogar, aber trotzdem will ich noch nicht so weit vorausplanen.“

„Denkst du noch oft an Ludwig?“

„Jeden Tag“, gab sie schwermütig zu.

Ludwig Geulinger war Offizier des Heeres und ihre erste Liebe gewesen. Nach einer heftigen Streitserie hatten sie sich getrennt und er sich zur Kolonialarmee nach Afrika versetzen lassen. Auch wenn dies nun fast drei Monate zurück lag, konnte sie nicht aufhören, an ihn zu denken. Wie es ihm wohl gerade ging? Ob er auch an sie dachte?

„Nimm dir Zeit, Mädchen“, flüsterte ihr der Professor zu. „Aber überlege es dir gut, ich glaube, er wäre ein guter Fang.“

Ein bitterer Gedanke drängte sich in ihren Kopf. „Ist das alles, was wichtig ist? Ich soll einen guten Fang machen?“

„Was meinst du damit?“

„Du behandelst mich wie eine Puppe. Du ziehst mich hübsch an, steckst mich in ein nettes Puppenhaus und nun soll ich brav auf den Prinzen warten, der mich heiratet und meine Zukunft wird.“

„Ach, sei nicht albern! Wie ich bereits sagte, will ich dir nur ein angenehmes Leben ermöglichen und dazu gehört auch, einen guten Mann zu heiraten.“

„Warum hast du denn in deinem ach-so-angenehmen Leben nie geheiratet?“, griff sie an.

„Ich hatte meine Gründe.“

„Ach ja? Welche?“

„Werd bloß nicht frech!“, schimpfte er.

Wütend starrte Johanna zu ihm. Es war so typisch! Heirat und Kinder, das war alles, was von ihr erwartet wurde. Sie hatte gedacht, der Professor wäre anders, doch sie hatte sich leider getäuscht. *Männer!*, dachte sie abschätzig. Ohne weiter auf ihn einzugehen, verließ sie die Werkstatt und ließ die schwere Holztür mit voller Wucht hinter sich ins Schloss fallen. Der Knall dröhnte laut durch das Haus.

Unschlüssig stand sie im langen Flur, der vom Eingang bei der Küche an der Werkstatt vorbei bis zum Wohnzimmer und der Treppe zum Obergeschoss führte. Sie hätte schreien und gleichzeitig weinen können.

„Johanna?“, fragte eine Stimme links von ihr. Minnas Kopf erschien im Zugang zur Küche. Das Dienstmädchen wirkte erschrocken. „Was ist denn los? Ich dachte gerade, das Dach stürzt ein, bei dem Lärm, den du machst.“

„Verzeih, es war nicht meine Absicht“, sagte Johanna leise, betrat die Küche und setzte sich an den massiven Esstisch, der beinahe die komplette rechte Seite des Raumes ausfüllte.

„Habt ihr wieder gestritten?“, fragte Minna. Ihr war selbstverständlich nicht entgangen, dass sich Johanna und der Professor seit der Rückkehr aus London regelmäßig in den Haaren lagen.

„Langsam bereue ich es, der Adoption zugestimmt zu haben“, antwortete sie weinerlich.

„Ach komm, jetzt übertreibst du!“

Minna trat vom grünen, gusseisernen Herd, auf dem ein Topf mit brodelndem Wasser stand, und setzte sich neben sie. Mit nachdenklichem Blick schob sich das Dienstmädchen eine verirrte Strähne ihrer dunkelbraunen Haare hinter das Ohr zurück. Minna war drei Jahre älter als sie und schon seit einer ganzen Weile im Dienst des Professors. Zu Beginn hatten sie sich überhaupt nicht verstanden, doch in den letzten Wochen und Monaten hatte sich das zu einer erstaunlich tiefen Freundschaft gewandelt. Die unscheinbare, etwas stämmige Frau hatte ihre anfängliche Eifersucht überwunden, worüber Johanna gerade in letzter Zeit sehr dankbar gewesen war.

„Nein, ich übertreibe nicht“, sagte sie. „Warum behandelt er mich wie seine Anziehpuppe? Bin ich nur noch da, um zu lächeln und hübsch auszusehen?“

„Ich glaube, du zäumst das Pferd vom falschen Ende her auf“, antwortete Minna. „Er versucht, dich zu beschützen, und will dir eine schöne Zukunft ermöglichen.“

„Aber ich langweile mich! Ich möchte, dass es wieder so wie früher ist und er mich arbeiten lässt. Ich will Programme stanzen, Automaten bauen und nicht die feine Dame spielen.“

„Manchmal werde ich aus dir nicht schlau.“ Das Dienstmädchen seufzte. „Du hast alles, was sich die meisten Frauen wünschen, und doch ist es dir nicht recht.“

„Wirf mir das jetzt bitte nicht vor. Du stammst aus einer bürgerlichen Familie, aber ich nicht! Ich bin es nicht gewohnt, so behandelt zu werden. Es gibt so viele Menschen allein hier in Offenburg, die kaum genügend Geld zum Leben haben, und der Professor schenkt mir einfach so einen Satz Kleider, der mehr gekostet hat, als mein Vater – mein richtiger Vater – in einem Jahr verdient. Ist das gerecht?“

„Das Leben ist ungerecht. Was willst du dagegen tun?“

„Vielleicht ist es Zeit, dass sich dies ändert!“

„Und wie willst du das erreichen?“

Johanna öffnete bereits den Mund, stoppte dann aber. Sollte sie ihr wirklich davon erzählen? Seit dem Besuch des geheimnisvollen Herrn Weiß hatte sie dessen Angebot immer wieder im Kopf hin und her gedreht und gerade in einem Moment wie diesem kam es ihr unglaublich verlockend vor: Die Erschaffung einer neuen Welt, in der Freiheit das höchste Gut war. Es klang zu schön, um wahr zu sein. Sie wünschte sich, mit jemandem darüber reden zu können.

„Freu dich lieber über das, was du hast, anstatt über Dinge zu trauern, die du nicht hast. Hörst du jemals, wie ich mich beschwere? Ich arbeite sechzehn Stunden am Tag, nur damit es dem Professor und dir an nichts mangelt“, meinte Minna vorwurfsvoll.

Das schlechte Gewissen rückte unerwartet mit der großen Keule heran und schlug mit aller Kraft zu. Tränen schossen Johanna in die Augen. Ja, sie hatte nicht das Recht, sich zu beschweren, aber war es falsch, zu wollen, dass es auch anderen gut ging und nicht nur ihr? Sie spürte, wie Minna sie in die Arme nahm. Dankbar lehnte sie sich an. Überraschenderweise schien ihr Minna den Vorfall nicht übelzunehmen und akzeptierte wortlos die angebotene Entschuldigung. Vor noch nicht allzu langer Zeit wäre das anders gewesen.

Etwas später zog sich Johanna in ihre Kammer zurück, schlüpfte in ihre Arbeitskleidung und wartete geduldig, bis der Professor das Haus verlassen hatte, um in der neuen Manufaktur nach dem Rechten zu sehen. Früher hatte sie diese einfache Kleidung jeden Tag getragen, nun kam sie ihr grob und kratzig vor. Obwohl sie aus einer Arbeiterfamilie stammte, war ihr das Schicksal der

Fabrikarbeit erspart geblieben, nachdem sie bei Ernst Geich als Gehilfin angestellt worden war, um ihm beim Bau der beliebten Automaten zu helfen. Durch einen reinen Zufall war ihr unglaubliches Talent im Stanzen der Lochkartenprogramme für die mechanischen Konstrukte entdeckt worden, die der Professor baute. Mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte sie nie etwas anderes gemacht, fertigte sie Programme, die noch kein Mensch im Preußischen Reich – ja auch sonst nirgendwo in der bekannten Welt – je gesehen hatte.

Manchmal fragte sie sich, warum gerade sie dieses Talent besaß. Zwar hatte sie das Glück gehabt, zur Schule gehen zu können, hatte aber keine technische Ausbildung genossen. Wie auch? Selbst wenn ihr Vater das Geld hätte aufbringen können, so wäre ihr als Mädchen eine höhere Schulbildung dennoch verwehrt geblieben. Trotzdem wusste sie instinktiv mit den unglaublich komplexen Logikmaschinen umzugehen, die den Automaten ihre Befehle gaben und sie – als ob sie lebende Wesen wären – sich bewegen und arbeiten ließen.

Obwohl die Teilnahme an der Weltausstellung in London im Mai in einem Desaster geendet hatte, schien den Besuchern die Vorführung des Hundomaten, ihres bisherigen Meisterstücks, im Gedächtnis geblieben zu sein. Der mechanische Hund, der auf zehn unterschiedliche gesprochene Kommandos hörte und sich beinahe so autonom bewegen konnte wie ein Lebewesen aus Fleisch und Blut, schien genau den Bedürfnissen der modernen Welt zu entsprechen. Sie waren so sehr von Bestellungen überschwemmt worden, dass der Professor in Windeseile begonnen hatte, die kleine Manufaktur zu vergrößern, um die Produktion anzukurbeln. Nun standen sie kurz vor dem Beginn der Serienproduktion. Noch nie in der Geschichte des Reichs war ein Automaton in so gewaltiger Stückzahl gebaut worden.

Nachdem der Professor endlich weg war, begab sie sich wieder in die Werkstatt. In letzter Zeit war es darin immer sauber und aufgeräumt, im Gegensatz zu früher. Die Werkzeuge hingen an ihren Plätzen über der abgenutzten Werkbank, die gusseisernen Ersatzteilregale waren aufgeräumt und abgestaubt und man konnte sich über den sauber gewischten Boden bewegen, ohne Angst zu haben, über zerbrechliche Teile zu stolpern. Neben dem Stanzer, dem Blechstrecker und dem Rohrbieger befand sich zurzeit nur der Wolfomaton im Raum und wartete auf Befehle.

Er war eine wahrhaft ungewöhnliche Konstruktion, ein beachtliches Stück massiger und wesentlich vielseitiger als der gewöhnliche Hundomaton. Sein einzigartiges Programm, das Johanna bisher noch nicht zu reproduzieren vermocht hatte, verstand dreiundvierzig gesprochene Kommandos. Das einmalige Antriebssystem, das auf einem Federantrieb mit einer Schwungradspeicherung basierte, gab dem Professor nur Rätsel auf und erwies sich als nicht nachbaubar. Johanna bezeichnete die Konstruktion manchmal als ihren Wachhund. Er war der einzige bekannte Automaton, der von einer Maschine konstruiert worden war und der letzte Überrest des Autochankers, dem ersten je gebauten intelligenten Automaton, den sie vor einigen Monaten erschaffen hatte und kurz darauf wieder zerstören musste. Die Wolfomaten waren vom Autochaniker als Wächter gebaut worden und bis auf diesen alle wieder zerstört worden, als das Heer ihre Konstruktion – ihr Kind – angegriffen hatte.

Sie seufzte, als sie daran zurückdachte. Es war noch nicht so viel Zeit vergangen, dass sie sich dafür nicht mehr schlecht fühlte. Wie viel anders wäre die Welt, wenn sie den Autochaniker hätte überzeugen können, ihr zu gehorchen? Leider konnte sie die Zeit nicht zurückdrehen und nun hatte sie andere Probleme.

Sie aktivierte den Dampfgenerator, der die Maschinen mit Energie versorgte, und legte eine Lochbandrolle in den Stanzer ein, um ein neues Programm zu beginnen. Nachdenklich starrte sie auf den Testautomaton, der auf der Werkbank stand. Er war nicht mehr als eine uhrwerkbetriebene Logikeinheit mit einem einzelnen feingliedrigen Arm aus Messingprofilen und Eisenstangen. Mehr als einmal hatte sie einfache Programme für diese Konstruktion gestanzt, wenn sie vor Langeweile nicht mehr weiter gewusst hatte. Sie wünschte sich, mehr über die Mechanik zu wissen und selber einen Automaton bauen zu können, aber im Gegensatz zu den ihr leicht von der Hand gehenden Programmen war sie für den Bauvorgang zu ungeschickt.

Seit sie vor einigen Wochen zum ersten Mal in ihrem Leben ein Telegramm aufgegeben hatte, war sie fasziniert von der Technik, mit der man Worte innerhalb weniger Sekunden quer durch das Reich schicken konnte. Heimlich hatte sie Bücher über das Morsen gelesen und sich gefragt, ob es nicht eine einfachere Lösung gäbe. Zahlenreihen erschienen vor ihrem inneren Auge. Langsam und methodisch begann sie Löcher in die Rolle aus festem Papier zu setzen.

Ein Klopfen an der Werkstatttür riss sie aus der Konzentration. Erschrocken drehte sie sich um und starrte entgeistert auf den Störenfried, der durch ihre Reaktion zusammengezuckt war.

„Verzeihung, habe ich Sie erschreckt?“, fragte er.

„Herma –“ Sie unterbrach sich, bevor sie den Namen aussprechen konnte. Sie wollte nicht zu leger sein. „Herr Ritter, was machen Sie denn hier?“

Hermann von Leipold lächelte sie entschuldigend an. Es war bestimmt nicht seine Absicht gewesen, sie zu erschrecken, aber wenn sie so in Gedanken versunken beim Arbeiten war, ließ es sich leider kaum vermeiden.

„Ich wollte nur nach Ihnen sehen, Mamsell. Und Sie sollen mich nicht so nennen“, schalt er.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Herr Ritter“, sagte Johanna unschuldig.

Hermann schüttelte lachend den Kopf. „Ich werde mich wohl daran gewöhnen müssen, nicht wahr?“

„Sieht ganz danach aus“, sagte sie grinsend und umarmte ihn.

Im Moment war der Ritter ihre einzige Konstante im Leben, vielleicht abgesehen von Minna. Er erwiderte die vertraute Geste und strich ihr eine lose Haarsträhne aus der Stirn, als sie sich wieder von ihm löste. Wie üblich trug er seinen strahlend weißen Waffenrock mit den grünen Ärmelumschlägen, der ihn unverkennbar machte. Er nahm den Zweispitz vom Kopf, legte ihn vorsichtig auf die Werkbank und strich sich dann mit derselben Hand durch das kurzgeschnittene, hellbraune Haar.

Johanna strahlte ihn an und das Gespräch mit dem Professor schlich sich erneut in ihre Gedanken. Selbstverständlich fand sie ihn anziehend. Welche Frau fände das nicht? Er war hochgewachsen, kräftig und sehr elegant, was nicht nur an der Uniform, sondern auch an Details wie dem sorgfältig gezwirbelten Schnauzer lag. Eine auffällige mechanische Prothese ersetzte seinen verlorenen linken Unterarm. Er hatte ihr nie erzählt, wie es dazu gekommen war, aber das mechanische Wunderwerk war nun ein Teil von ihm und schien ihn kaum zu stören. Der selbstspannende Federmechanismus in seinem Inneren erlaubte es ihm sogar, die Hand beinahe nach Belieben zu öffnen und wieder zu schließen.

„Wie geht es Ihnen?“, fragte er. „Was macht die Hüfte?“ Er spielte auf die Schussverletzung an, die sich Johanna bei der Flucht aus Großbritannien nach der Weltausstellung zugezogen hatte.

„Ganz gut“, antwortete sie. „Ab und zu schmerzt es noch etwas, aber ich hinke nur noch, wenn ich lange stehen oder laufen muss.“

Hermann lächelte zufrieden. „Schön zu hören.“ Er schielte an ihr vorbei zum Stanzer. „Darf man fragen, woran Sie arbeiten?“

„Ach, es ist nichts“, winkte sie ab. „Ich vertreibe mir nur etwas die Zeit.“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, sagte er lächelnd.

„Also gut, wenn Sie es unbedingt wissen wollen ... Ich suche nach einer neuen Funktion für den schreibenden Automaten. Aber bitte sagen Sie es nicht dem Professor!“

„Warum nicht?“, fragte er. „Soll es eine Überraschung werden?“

„Nicht ganz. Er will nicht, dass ich neue Programme stanze“, sagte sie bedrückt.

„Das verstehe ich nicht. Ich hatte immer den Eindruck, als ob sein Erfindungs- und Entdeckungsgeist niemals aufhören wolle.“

„Er hat sich seit den Ereignissen im Mai stark verändert.“

Hermanns Gesichtsausdruck sprach Bände. Es war ihm also auch nicht entgangen. Eine Weile hatte Johanna befürchtet, sich das alles nur eingebildet zu haben.

„Wie laufen die Ermittlungen?“, fragte sie ablenkend.

„Deswegen bin ich hier“, antwortete er eifrig. „Ich will Sie nicht mit Details langweilen, aber wir haben den Konstrukteur des Lokomobils, das ihre Entführer benutzt haben, ausfindig gemacht und seine Spur bis zu einer seltsamen Organisation, die von BritishFrankreich aus operiert, verfolgen können.“

„Was für eine Organisation?“, fragte sie nervös.

„Sie nennen sich die Société Liberté. Wir haben sie bereits seit einer Weile im Auge, aber sie ist nur schwer fassbar.“

Johanna schwieg. Sie hatte den Namen schon einmal gehört, aber sie hatte von ihrer Begegnung mit Herrn Weiß, der behauptet hatte, dieser Organisation anzugehören, nie jemandem erzählt.

„Sie kennen diesen Namen?“, fragte der Ritter.

„Was? Nein!“, antwortete sie hastig.

„Sie sind noch immer eine schlechte Lügnerin, Mamsell.“

„Schön, ich habe den Namen schon mal gehört“, grummelte sie. Nicht zum ersten Mal horchte er sie aus; es war etwas, das sie zur Weißglut bringen konnte. „Zufrieden?“

„Noch nicht. Wo und von wem?“, bohrte er nach.

„Von meinen Entf hrern“, antwortete sie. Es war keine L ge und es schien dem Ritter zu reichen.

„Warum haben Sie mir das nicht erzählt?“

„Ich hatte es vergessen. Genauso wie mir entfallen ist, anscheinend auf der Anklagebank zu sitzen.“

Er seufzte. „Es tut mir leid, wenn Ihnen das so vorkommt. Ich muss jede meiner Taten rechtfertigen, was mir nicht leichter fällt, wenn mir wichtige Details vorenthalten werden.“

Betreten schwieg Johanna. Vielleicht hätte sie es ihm wirklich erzählen sollen. Er tat so viel für sie, hatte sein Leben riskiert, und sie dankte es ihm nun mit Misstrauen. Plötzlich schämte sie sich dafür.

„Gibt es etwas, das Sie mir sagen wollen?“, fragte er leise.

Sie verzog das Gesicht. „Ja, aber nicht hier.“

Johanna schaltete den Stanzer und den Dampfgenerator aus, der leise tickend abzukühlen begann, bevor sie die Werkstatt verließ und auf das Wohnzimmer zusteuerte. Hermann folgte ihr schweigend in den schönsten Raum des Hauses. Bis etwa zur halben Höhe waren die Wände mit warmem Holz verkleidet und darüber in einem angenehmen, beigen Farbton gestrichen. Der große Kachelofen mit seiner Sitzbank war in dieser Jahreszeit nicht in Betrieb, schließlich war es warm genug. Eine Sitzgruppe, bestehend aus vier bequemen Ledersesseln und einem Beistelltischchen aus dunklem Tropenholz bildete das Zentrum des Raumes. Johanna hielt hastig darauf zu, nahm den kleinen Bücherstapel, der sich angesammelt hatte, vom Tischchen und verstaute ihn im gut bestückten und in letzter Zeit von ihr oft benutzten Regal gleich daneben.

„Sie verbringen inzwischen mehr Zeit hier beim Lesen als in der Werkstatt, habe ich recht?“, sagte Hermann mit einem bitteren Lächeln, bevor er sich setzte.

„Ja, leider“, antwortete Johanna knapp und nahm ebenfalls Platz, auch wenn sie lieber vor Nervosität im Raum auf und ab gelaufen wäre.

„Esgef llt Ihnen nicht“, bemerkte er.

„Es ist langweilig! In meinem Kopf kreisen die Ideen und ich kann sie nicht umsetzen. Ich darf nicht!“, jammerte sie.

„Bedeutet es Ihnen so viel?“

„Ist das eine Frage? So gut müssten Sie mich inzwischen kennen!“

„Sicherlich“, antwortete er. „Aber wir sind nicht deswegen hierher gekommen, nicht wahr?“

Langsam und unwillig begann sie zu erzählen. Sie hatte kurz nach ihrer Rückkehr aus Großbritannien Besuch von einem mysteriösen Herrn Weiß bekommen, der behauptet hatte, dieser Société Liberté anzugehören. Hermanns Gesicht wurde zu einer w chsernen Maske, während Johanna berichtete, welches Angebot er ihr gemacht hatte.

„Warum haben Sie mir das nicht schon früher erzählt?“, fragte er. In seinen Augen war gut zu erkennen, dass diese Ruhe nur gespielt war.

„Er bläute mir ein, ich solle es niemandem erzählen. Ich hatte Angst, er würde nochmals auftauchen!“

„Das wird er garantiert. Wenn Sie für diese Organisation wichtig genug sind, um Sie bis nach London zu verfolgen, dann wird er ganz sicher keinen einfachen Rückzieher machen.“

„Er hat mir versprochen –“

Hermann unterbrach sie. „Männer wie er würden selbst ihre eigene Mutter belügen! Denken Sie wirklich, er wird sich an dieses Versprechen halten?“

„Ich ...“ Ihre Stimme versagte. Ein Kloß hatte sich in ihrem Hals gebildet, als der Ritter seine Ruhe verloren hatte, und wurde umso dicker, je aufbrausender er wurde.

„Sie hätten mir das sofort mitteilen sollen! Wir waren extrem unvorsichtig, nur weil Sie es nicht für nötig hielten, etwas so Wichtiges zu erwähnen“, rügte er.

„Es tut mir leid“, jammerte sie. „Ich dachte nicht –“

Wieder unterbrach er sie: „Nein, Sie dachten wirklich nicht.“

Das war zu viel. Schluchzend schlug Johanna ihre Hände vors Gesicht. Ja, es war ihre Schuld, sie hätte es ihm sagen sollen, aber es war noch lange kein Grund, so gemein zu sein. Sie hatte es doch nicht böse gemeint.

Der Ritter seufzte. „Bitte verzeihen Sie, ich wollte nicht laut werden. Ich muss dies allerdings dem Orden mitteilen und fragen, wie es nun weitergehen soll.“

„Wird das für mich Ärger bedeuten?“, fragte sie leise und wischte sich die Tränen so gut es ging aus dem Gesicht.

„Ich denke nicht. Ich hoffe aber sehr, dass dies alles ist, was Sie mir verheimlicht haben.“ Er machte eine Pause und sah sie eindringlich an. Nachdem sie schweigend genickt hatte, fuhr er fort: „Wir wollen nur das Beste für Sie, verstehen Sie das doch endlich. Wir können Ihnen jedoch nur helfen, wenn Sie es zulassen.“

Natürlich wusste sie das, sie war ja nicht dumm. Nur fühlte sie sich bevormundet und noch mehr unter Anklage gestellt als zuvor. Wollte der Orden denn nun wirklich jeden Aspekt ihres Lebens kontrollieren? Es gefiel ihr je länger je weniger.

Die Verabschiedung war kühl, als Hermann kurz darauf das Haus verließ, um wie angekündigt mit seinem Vorgesetzten Kontakt aufzunehmen. Dafür, dass sie sich vor noch nicht langer Zeit sehr nahe gestanden hatten, stritten sie nun erstaunlich oft. Es waren immer Kleinigkeiten, aber stets ging es um ihre Sicherheit. Sie vertraute Hermann voll und ganz, aber das galt nicht für den Ritterorden, dem er angehörte.

Um sich abzulenken, ging sie wieder in die Werkstatt und arbeitete am Programm weiter. Bald würde sie den Professor bitten müssen, für sie eine Konstruktion zu fertigen, in der das Programm laufen konnte. Sie fragte sich, ob er sauer sein würde, wenn er erfuhr, dass sie ohne sein Zutun etwas Neues gestanzt hatte.

Diese Leseprobe des Steampunk-Romans „Schmiede der Freiheit“ von Martin Riesen darf kostenlos weitergegeben werden. Kürzungen oder Änderungen ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Autors sind nicht gestattet.

© by Martin Riesen. Alle Rechte vorbehalten.

„Schmiede der Freiheit“ ist als Taschenbuch und E-Book überall im Buchhandel bestellbar.

ISBN: 9783739205311

Mehr über Martin Riesen und die Steamforged Empires findet man im Internet auf www.storycorner.ch oder auf [facebook.com/autormartinriesen](https://www.facebook.com/autormartinriesen)